

Bezugs-Preis

In der Hauptredaktion über deren Entgelten abgezahlt; vierjährlich 4.3.— bei gleichzeitiger täglicher Sichtung ins Haus 4.3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland 4.00.— Dörfchen vierjährlich 4.00.— für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Reklamation und Expedition:
Hohenlohego 8, Herrenstraße 153 u. 222.

Abonnementen:
Wilsbachshaus, Bischöfliches Universitätsseminar 3
(Gesamt-Nr. 4046), 2. 26. 1904, Katharinenstraße 14 (Gesamt-Nr. 2835) u. Königstraße 7 (Gesamt-Nr. 7000).

Gauß-Mühle Dresden:
Marienstraße 84 (Gesamt-Nr. 1718).

Gauß-Mühle Berlin:
Carl der Gute, Borsigstrasse 10 (Gesamt-Nr. 4033).

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig,
des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Nr. 193.

Sonnabend den 16. April 1904.

98. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* Es bestätigt sich, daß eine Interessen-gemeinschaft der deutschen einzelstaatlichen Lotterien geplant wird, mit dem Endziel, die gegenwärtige Abförderung aufzuheben.

* Ein französisch-englischer Fern-sprechverkehr ist wahrscheinlich als Nebeneintheilung des zwischen beiden Ländern getroffenen Kolonialabkommen, nunmehr eingerichtet worden.

* Zwischen England und Australien sollen Verhandlungen über ein Kolonialabkommen angezeigt werden.

Das englisch-französische Abkommen.

Es ist nun zur Evidenz klar geworden, daß England und Frankreich sich über Marokko verständigt haben, als ob Deutschland überhaupt, wie vor dem Jahre 1866, nur ein geographischer Begriff, nicht aber eine politische Macht wäre. Es ist uns nicht einmal, wie das ganz selbstverständlich gewesen wäre, in freundschaftlicher oder doch mindestens förmlich höflicher Weise Mitteilung von den Unterhandlungen und Absichten der beiden Räuberstaaten gemacht worden, — denn das hätte Graf Bismarck dann sicher in seiner Rechtfertigungsrede erwähnt und verteidigt — sondern man hat uns hochmütig ignoriert. Wir sind nicht gewillt, diesen unerfreulichen Zustand zu vertuschen. Selbst wenn Deutschland gar keine Interessen in Marokko hätte, durften und mühten wir erwarten, daß es schwierige Veränderungen nicht als eine vollendete Katastrophe notifiziert werden, die wie submissiv zur Kenntnis zu nehmen haben. Von unerlösen Expansionenplänen müssen wir uns durchaus frei, es ist uns aber ganz ungewiss, daß Deutschland auf dem Wege zu seinem westafrikanischen Schutzzonen einen Stützpunkt nötig hat, und kennen versichern, daß sich ein solcher nirgends befindet als in der atlantischen Küste Marokkos. Recht bezeichnend ist es, daß es gerade die „König. Bölgig.“ ist, die die Entrüstung deutscher Kreise verhindert und mit Würme für den Großen Bölow eintritt. Wir wundern uns, daß dem Reichskanzler so dieser Geholgschaft nicht unheimlich zu Mutte wird. Welche Ausichten liegen unter dem in den französischen Kolonien herrschenden Schutzherrschaft für den deutschen Handel eröffnen? Das kann sich jeder nicht in offiziöser „Unbede-fangenheit“ dahinschließen leicht ausmalen.

Ganz unbegreiflich aber ist es, wenn wir den Franzosen ein einheitliches, abgerundetes Nordwestafrika auf dem Präsenteller überreichen, nur damit Frankreich von den Revancheplänen ablassen möge. Marokko ist also wieder einmal eine Versöhnungsgabe. Nun fragt sich nur zweierlei: erstens, ob wir wirklich die

französischen Revanchepläne derartig zu fürchten haben, daß wir durch Konstellationen von solcher Bedeutung zu vertagen trachten. Uns scheint, daß das Mittel nicht dem Zweck entspricht; und scheint, daß die inneren Verhältnisse Frankreichs eine frigerische Aktion gegen Deutschland nicht gerade wahrscheinlich machen; und scheint, daß wir schlimmstens vor der weit mehr als 1870 desorganisierten, parteipolitisch verhinderten französischen Armee nicht in ein Mauseloch zu fliehen brauchen. Zweitens fragt sich, ob denn auch wirklich die Erwerbung Marokkos die französische Politik von ihren kontinentalen Plänen ablenkt. Das ist aber eine ganz irrite Voransetzung. Die Franzosen werden sich den Landes im wesentlichen auf friedlichem Wege bemächtigen; an kleinen kolonialen Expeditionen sind sie gewohnt, und Herr Delcassé, der nach seinen unbefriedbaren Erfolgen zunächst noch der ruhende Bot in den Ercheinungen Blüte bleibende dürfte, ist ganz der Mann, um mehrere Ecken im Feuer zu halten. Also nicht einmal dieses angeblich „bodenpolitische“ Ziel rückt mir erreichen. Überhaupt kommen jetzt in der austwärtigen Politik sonderbare Aktionen auf. Früher war man der schlichten, hausbodenken Ansicht: man mache die eigene Nachbar und die der Gegner schwächen. Frankreich gilt uns, was man auch sagen möge, als Gegner, jede andere Bewertung ist Phantasie, wir mühten also daran arbeiten, es zu schwächen und zu isolieren. Nicht aber besteht in der Berliner Wilhelmstraße etwas Jubel, wenn Frankreich an materieller Macht und politischem Einfluss zunimmt. Solche Ansichten mögen ungemein geistreich sein, es fragt sich nur, ob sie nicht außerfällig und daher praktisch wertlos und irreführend sind.

Der Aufstand der Herero.

Der Kampf um Gobabis.

Der „Weltkriegs-Anzeiger“ teilt einen Brief mit, den einer der Oxforder Gefallenen, der Biegfeldweber der Reserve Bernhard Wellisch, Sohn eines Rentners in Bieklar, am 9. Februar aus Gobabis an seine Angehörigen abgesandt hatte. Der Brief gibt einige weitere Aufschlüsse über die Zustände im Osten des Schutzbereichs, wo ja jetzt die Kämpfe hinziehen, und erweist vor allen Dingen, daß die Station Gobabis keineswegs von den Einheimischen überwältigt worden war. In dem Briefe heißt es:

„Seit dem 15. Januar bin ich zu den Waffen eingezogen. Schon um die Mitte Dezember 1903 hörte man gerüchteweise von dem heftigsten Aufstande der Herero! Mein Nachbar erschoss um diese Zeit auf seiner Farm zwei rebellische Herero. Kurz darauf kam eine Patrouille von zehn Mann aus Gobabis auf meine und meines Nachbars Farm, um zu leben, was wahres an der ganzen Seite sei. Die Unruhen und namentlich die Viehdiebstähle hörten aber nicht auf. Tags vorher (leider sind alle diese Zeitangaben auf der ersten Seite unbestimmt), als wiederum ein Lieutenant mit zehn Mann von Gobabis bei mir eintraf, waren mir meine Pferde gestohlen. Auf dem Weitermarsch wurde die Patrouille von 60 Herero angegriffen, dieselbe kam in

der Nacht zu mir zurück und forderte mich auf, mit nach Gobabis zu ziehen. Sofort brach ich auf und zog mit dem Lieutenant noch Kaputte. In Kaputte waren wir schließlich 18 Mann stark. Den benachbarten Herero nahm ich noch drei Gemeine ab und bewaffnete 10 Herero. Da ich Kaputte wegen mangelnden Wassers und der geringen Zahl von Patronen nicht halten konnte, beschloß ich, mich nach Gobabis durchzuschlagen, und zog mit meinen 18 Männern, 10 bewaffneten Patrouillen, 90 Soldatenfrauen und Kindern und einigen treu gebütteten Herero los. Als ich mich auf ungefähr drei Stunden Gobabis genähert hatte, stand ich in der Nacht einen Patrouille nach Gobabis voraus mit der Bitte um Verstärkung, da ich von den Gefangenen erfahren hatte, daß Gobabis von den Herero umklammert sei. In der Entfernung von zwei Stunden von Gobabis traf ich die Verstärkung, bestehend aus einem Haushalt und neun Mann. Auf unserem weiteren Marsche traf plötzlich die Meldung ein, daß unsere rechte Flanke von Reiterei und einem großen Haufen Herero bedroht werde. Sofort riegen wir ab und gleich darauf pfeilen uns auch schon die ersten Kugeln auf eine Entfernung von 450 Metern um die Köpfe. Naum hatte ich meine Leute in die Schützenlinie kommandiert, als auch schon ein Pferd fiel und ein Reiter durch den Aufschlag getötet wurde. Jetzt unterhielten wir 1½ Stunde ein lebhaftes Feuer, bei dem wir über 2000 Patronen verschossen. Der Feind erwiderte dasselbe ebenso lebhaft. Noch ein zweiter Reiterunteroffizier wurde durch die Füße geschossen. Darauf rückten wir vor, das Feuer der Feinde ließ nach, und die Kerle rissen aus. Später erhielten wir die Nachricht, daß ein Herero-Capitän gefallen und einer verwundet sei. Beide sonst noch gefallen, wissen wir nicht. In der Nacht rückten wir in Gobabis ein. Von der Verstärkung hatten wir schon erfahren, daß acht Anführer und Soldaten allein im Distrikt Gobabis mehrmals überfallen und ermordet seien. Von Windhoek keine Spur von Nachricht. Dieser Tag erhielten wir die Meldung, daß Verstärkung herankommt, und nächste Woche gehts ins Gefecht, denn konzentriert von Herero haben sich in der Nähe verschanzt.“

Das Gefecht bei Okatumba.

Die Bekämpfung der noch dem Gefecht bei Cyanjien am 9. d. Mts. in das Dreieck Oktjabra, Fundo, Cyanjien zurückgegangenen Herero hat am 13. d. Mts. bei Okatumba zu einem neuen, am 14. d. Mts. geführten, über das noch kein genauer Bericht vorliegt, das und aber nach der bereits eingegangenen Verlustliste wieder 3 Offiziere und 26 Mann an Toten und Vermundeten geflossen hat. Der Ort Okatumba selbst liegt etwa 9 Kilometer südwestlich von Cyanjien. Da dieser Platz noch dem Gefecht bei Cyanjien am 9. d. Mts. der Stützpunkt des feindlichen rechten Flügels wurde, so scheint es, daß dieser wieder einen Vorstoß nach Südwester unternommen hat und dabei auf die ihrerseits vorrückende Abteilung des Obersten Ditts gelöst ist. Dass es sich um diese handelt, steht aus der Meldung von dem Tode des Oberleutnants Reihs her vor, der dem Stade des Obersten Ditts zugestellt war. Um übrigens weiß die vollständige Verlustliste folgende Namen auf:

Gefallen: Hauptmann v. Vagenski, Oberleutnant Reihs, Sergeant Heinrich, Reiter Schmid, Nicolai, Hamer, Krause vom Transport Buder, Kriegsfreiwilliger Bönnighausen aus Reppendorf bei Jauer.

Schwer verwundet: Lieutenant Hindenbusch, Gefreiter Bartels, Gefreiter Bunge, Reiter Rüters vom Transport Bogenški, Freiheitskämpfer, Steffen.

Leicht verwundet: Gefreiter Schröder, Kaiser vom Transport Bogenški, Unteroffizier Böck.

Hauptmann v. Vagenski: war früher im Infanterie-Regiment „v. Spott“, 3. Westl. Nr. 16, Oberleutnant Reihs früher im Bodischen Dragoner-Regiment Nr. 23, zugeteilt dem Stade des Obersten Ditts; Lieutenant Hindenbusch im 2. Oberst. Feldartillerie-Regiment Nr. 57.

Neue deutsche Verstärkungstransporte.

Der Dampfer „Feldmarschall“ mit Verstärkungen für Deutsch-Südwestafrika an Bord ist am Donnerstag wohlbeladen in Swakopmund eingetroffen. Zu gleicher Zeit hat der leichte Truppentransport an Bord des Dampfers „Lucie Woermann“ das Palmas erreicht. Der „Feldmarschall“ bringt dem Obersten Deutschen Reichstreitkräfte 2500 Mann mit 14 Offizieren und 3 Kriegern. Es ist anzunehmen, daß es auch für diese Kräfte an Arbeit nicht fehlen wird, sei es, daß sie sofort zur Unterstützung der Hauptabteilung eingesetzt werden, um die in den verschiedenen Stationen festgehaltenen Abteilungen für die Bewerbung im Felde frei zu machen.

Der russisch-japanische Krieg.

Meldung des Statthalters Alejejew an den Zaren.

Ein Telegramm des Statthalters Alejejew vom 14. April an den Kaiser lautet:

Allerunterstützt melde ich Ew. Majestät: Am 14. April bombardierte die japanische Flotte in Stärke von 14 Schlachtschiffen, die in zwei Abteilungen geteilt waren, von 9½ Uhr bis Mittag, abwechselnd von Visotschka aus, das Fort und die Stadt Port Arthur. Der Feind gab 185 Schüsse ab. Die Strandbatterien, sowie unser Geschütz, darunter das Panzer Schiff „Bogdja“, erwiderten das Bombardement von ihren Ankerplätzen aus mit indirekten Schüssen. Vermundet wurden fünf Mann der Garnison. Die Schiffe hatten weder Verluste, noch Beschädigungen. Von Chinesen wurden am Ufer 7 getötet, 3 verwundet.

Es wird also nun auch von russischer Seite angegeben, daß eine Bekämpfung der russischen Flotte und Port Arthur stattgefunden hat. In der ersten Aufregung schienen das die Russen überholt zu haben. Nun wollen sie sogar ganz genau wissen, wieviel Schiffe der Feind abgaben. Vielleicht sind die Treffer gemeint.

Kuropatkin befiehlt den verwundeten Großfürsten Kirill.

Aus Petersburg wird gemeldet: Ein offizielles Telegramm des Generals Kuropatkin aus Dianjang an den Großfürsten Wladimir lautet:

Sobald habe ich mich dem Großfürsten Kirill, welcher durch Gottes Vorleistung gerettet worden ist, vorgetestet und habe mich lange mit ihm unterhalten.

„Rein, das ist aber doch zu häßlich, so zu verschwinden“, rief Edith Thornton. „Er war ein so netter, interessanter Mensch. Wie alle fingen an, ihn gern zu haben.“

„Alle?“ warf Fräulein Hobella verächtlich ein. „Ich würde wirklich nicht, daß wir alle so begaukert von ihm gewesen wären, wie du es zu sein scheinst. Hier nimmt man zum Zeitvertreib eben mit jedem vorlieb, der etwas zur Unterhaltung bringt, und unterhaltend war er, das will ich zugeben.“

„Natürlich, die könnte ein Engel vom Himmel herunterfallen, und du würdest noch etwas an ihm auszuleben haben“, bemerkte ihr Bruder spöttisch. „Stott ist ein durch und durch vornehmer, prächtiger Kerl; mir wird er sehr fehlen.“

Fräulein Carlton äußerte sich nicht, denn was sie dachte, wollte sie sich kaum sagen. Sie fühlte sich enttäuscht und verletzt über die Art, wie Stott sich entfernt hatte. Daß er, keinerlei ohne einen Gedanken an sie, fortgezogen wurde, hätte sie nicht erwartet. Nach der Freundschaft und dem Vertrauen, die sie ihm beigebracht hatte, hätte er ihr doch wenigstens einen Abschiedsgruß schicken müssen.

Am laufenden ließ sich Herr Mainwaring aus. „Ich für meine Person“, sagte er zu dem Detektiv, „bedauere gar nicht, daß er das Beispiel des Künstlers befolgt und sich aus dem Staube gemacht hat. Er wird auch keine guten Gründe gehabt haben, so eilig zu verschwinden, und was das für Gründe waren, werden wir schon noch entdecken.“

„Unausweichlich!“ stimmte der Detektiv mit grohem Ratsdruck bei.

„Du irrst dich vollständig in Stott, Peter“, rief der junge Mainwaring lebhaft. „Er ist so ehrlich wie Gold. An ihm ist kein Falz, und wenn er Gründe hatte, um in dieser Weise zu verlaufen, so sind es sicher nicht solche, wie du sie vorstellst.“

„O, ich weiß, dir hat er ein X für ein U vorgenommen, an mir aber hat er seine glatte Zunge nie verdeckt, denn er ahnte wohl, daß ich durchschaut. Er ist das einzige Muster eines amerikanischen Hochstaplers, und nur hierzulande ist es möglich, solch einen Burleschen in der Gesellschaft von Gentlemen zu dulden!“

„Aber, bitte um Verzeihung, Herr Mainwaring“, be-

Seuilleton.

Das Testament des Bankiers.

Roman von A. M. Barbour. Redaktion bearbeitet.

Skott verläßt den Schauspiel.

Der Sekretär lag am Pult im Turmzimmer. Im Auftrage Ralph Mainwaring fertigte er eine Abschrift des vernichteten Testaments noch dem noch vorhandenen Stenogramm des Testators Hugh Mainwaring an.

Nur vor Beendigung der Arbeit betrat Ralph und Whitnes die Bibliothek; sie führten ein erregtes Gespräch.

„Wenn dieser Schurke sich einbildet, irgendwelche Macht über mich zu erlangen, so erteilt er sich gewaltig“, sagte Ralph Mainwaring mit zorniger Stimme. „Es ist nichts weiter als ein Expressionsüberdruck, und ich habe große Lust, der Sache auf den Grund zu gehen, diechen Betrüger davon zu bringen, mohn er gesetzt.“

„Ich weiß kaum, wogu ich unter den obwaltenden Umständen raten soll“, antwortete der Rechtsanwalt rubig, „denn es ist doch zweifellos, daß hinter allem etwas steckt, was Ihnen — wie auch mir, dem vertrauten Freunde ihres Testators — recht unlieblich sein könnte. Aber ganz abgesehen von diesem Geschäftspunkte bin ich auch sonst der Ansicht, daß es nicht in Ihrem Interesse liegt, in der Sache so hart vorzugehen.“

„Wie? Was meinen Sie damit?“ Die Erwiderung entging Skott. Seine Aufmerksamkeit war plötzlich von dem Addrauf einer Namensunterschrift gereift worden, die quer zu der einen Seite der Urkunde stand, die auf der Platze des Pultes befestigt war. Außer Hugh Mainwaring und ihm hatte bisher niemand jemand an dem Pulte geschrieben, der fremde Namenszug erregte daher seine größte Verwunderung. Während er den Aufmerksam betrachtete, fiel ihm auf einmal ein kleiner Handspiegel ein, der immer im Pulte gelegen hatte. Er fand ihn noch an seinem Platze. Beobachtete ihn deshalb nicht, wohl aber verlegte ihn in ein neues Blatt des Pultes.

„Binden Sie mit einem Henry Carewbers aus London zusammengetragen? Segeln vermutlich vor sehr Lagen ab. Können Sie keinen Aufenthalt angeben?“

Es war ein Glück, daß sich der Sekretär allein befand, denn als er die Unterschrift mit den darüber stehenden Worten gelesen hatte, war er vom Schlag gerührt. Ein Augenblick schien er wie versteinert; der Kopf wirbelte ihm; dann sank er mit diesem Gesicht, einer Ohnmacht nahe, auf seinen Stuhl. Als er allmählich wieder zum Bewußtsein kam, hörte er wie im Traum die Stimme Whitnes im Nebenzimmer:

„Es ist mir nicht gefallen, die Quelle zu nennen, der meine Kenntnis entstammt, doch kann ich Ihnen die Verhinderung nicht erklären.“

„Ah, lassen Sie mich mit solch abgeschmacktem Gezag aufreden“, polterte Ralph Mainwaring. „Ich weiß, was ich weiß, und kümmere mich nicht um Ihre Kenntnis und die Quelle, aus der Sie sie haben. Den Rest ging rechtmäßig auf meinen Vetter Hugh über und vererbt sich nun ebenso auf uns, seine nächsten Verwandten. Sie sollten eben selber einsehen, daß es eine Völklichkeit ist, von anderen Rechten anderer zu reden.“

Während er dies sagte, trat Skott aus dem Turmzimmer zu den Herren heran und sagte:

„Die Abschrift ist fertig und liegt auf dem Pult.“

Dann verließ er das Zimmer.

Der Rechtsanwalt, dem seine Stille und sein verstecktes Aussehen nicht entgangen waren, sah ihm fast schüchtern nach, dann folgte er Herrn Mainwaring nach dem Turmzimmer, um mit diesem die Abschrift des Testaments zu prüfen. Hierbei fiel ihm — wie er sich später erinnerte — auf, daß das obere Stückblatt der ihm bekannten Schreibunterlage, das mit Schreibstift abgedeckt gewesen war, als er zum letzten Male an dem Pulte stand, jetzt vollständig reinem Aussehen zeigte, die frühere obere Seite also weggenommen sein mußte.

Im Radmichthal hatte sich Skott mit Herrn Mainwaring und Whitnes in das Stadtbureau begeben, um die Durchsicht wichtiger Büchsenstücke fortzusetzen. Da erriet er an dem persönlich gerichteten Abschlußtelegramm aus London von der Rechtsanwaltsfirma Burton & Burton, mit der er seit länger als einem Jahre in eigener geschäftlicher Verbindung stand. Das Abschlußtelegramm an ihn übertraf ihn deshalb nicht, wohl aber verlegte ihn ein Auftrag in Pulte.

„Binden Sie mit einem Henry Carewbers aus London zusammengetragen? Segeln vermutlich vor sehr Lagen ab. Können Sie keinen Aufenthalt angeben?“